



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Paoli, Betty: Eine Gemäldesammlung in Wien.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Eine Gemälbefammlung in Wien. \*)

Von Betty Paoli.



„Der Mensch ist ein Narr, und ich bin ein Mensch“, sagt Rachel in einer Anwendung ihrer Mercuriolaune. Leider fand ich nur zu oft Gelegenheit, diesen Satz an mir zu bewahrheiten, doch will ich hier nicht von meinen speciellen Verrücktheiten sprechen, sondern von einer, die ich mit dem größten Theil meiner Mitgeschöpfe gemein habe. Sie besteht darin: nach den Freuden und Genüssen, die uns zugänglich wären, nicht froh begehrend, heiter dankend die Hand auszustrecken. Wenn wir klug genug wären, aufzunehmen, was sich uns darbietet, wir fänden kaum noch Zeit, über Mangel zu klagen. Aber nein! stumpfsinnig und verdumpft bleiben wir im Winkel sitzen, Alles scheuend, was das Einerlei unserer Tage unterbräche, und spinnen uns immer tiefer in diese unselige Indolenz ein, in der wir aber statt zum Schmetterling zur Raupe werden.

Ein Paar Beispiele zur Erläuterung werden nicht schaden:

Sommerlang bist Du in der heißen Stadt gefessen; von Blumen hast Du nur die armen, halbverschmachteten gesehen, die man auf den Markt hereinbringt, von Bäumen sahst Du nur die staubbedeckten, verkümmerten, die, wenn sie Beine hätten, gewiß vernünftiger wären als Du, und nicht an dieser Stelle blieben. Endlich hast Du einen nothwendigen Besuch auf dem Lande zu machen, kurz

\*) Die ausgezeichnete Gemälbegalerie des Grafen Kolowrat in Wien hat unseres Wissens bisher noch keine schildernde Feder gefunden. Wir glauben daher die Freunde der Kunst auf nachstehenden Auffatz besonders aufmerksam machen zu müssen.

Die Red.

Du mußt hinaus und, ergrimmt über dieses Ungemach, das Deine gewohnte Erbsitz unterbricht, steigst Du in den Wagen. Du hast die Barriere und die der Stadt zunächst gelegenen Dörtschaften passiert; wie wird Dir auf einmal? Was belebt Dein staunend Auge so plötzlich? Was durchströmt deine Adern mit dem seligen Gefühl des Seins? — Das war's, was mir fehlte, rufft Du entzückt, das war's, wornach ich mich ziellos sehnte! Diese Luft, die mich wie der Flügelschlag seliger Geister umrauscht; diese kühngeschwungenen, grünlaubigen Bäume, denen ihre verkrüppelten, bettelhaften Stadtwettern Mitleid einflößen müssen; dieser Aether, der von Qualm und Dampf so wenig weiß, wie eine große Seele von Gemeinheit — o wie schön, wie herrlich, wie heilig! Thor, der ich war, diese Himmelsgüter bis jetzt zu entbehren! Aber ich will es gut machen, aufstauen will ich und aufblühen, mich weihen und segnen lassen von dem großen liebevollen Geist. Morgen zieh' ich auf's Land, morgen —

— Ganz gut, unterbricht Dich hier eine dünne, scharfe, jeden Choral der Begeisterung übertönende Stimme, nur vergiß nicht, daß wir morgen den zwanzigsten September haben, und daß in drei Wochen die ganze Herrlichkeit, die Du jetzt anstaunst, vorüber sein wird. Warum bist Du nicht früher so klug gewesen? Für dies Jahr hast Du nichts Anderes zu thun, als die Doppelfenster bald einhängen zu lassen, den nöthigen Holzvorrath zu bestellen und Dich nach den neuen Wintermoden zu erkundigen. Wenn Du mit der Natur schwärmen willst, so fange ein anderes Mal früher als Ende September damit an. Inzwischen vertröste Dich bis zum nächsten Frühling.

— Bis zum nächsten Frühling? Und wer sagt mir, daß ich ihn erleben werde?

Oder:

Du hast einen Freund in einer altbekannten Stadt; nach langer Abwesenheit kehrt Du dahin zurück. Dein Herz sehnt sich darnach, den Freund zu sehen, in den alten treuen Augen zu lesen, daß, wenn Alles zusammenbrach, hier etwas Festes, Ewiges blieb. „D, wenn er käme!“ ruft es in Dir, aber Du thust nicht das Geringste, um ihn kommen zu machen. Und er? Ach Gott! wenn er nicht gerade Zollvisitator oder im Passbureau angestellt ist, so kannst Du lange in der großen Stadt sein, ohne daß er um Deine Anwesenheit erfährt. Warum rufft Du den Freund nicht herbei? Weißt Du nicht, daß,

was Dich jetzt belastet, in ein vergessenes Grab hinabstürzte, wenn Du weinend an seine Brust sänkst? Was hindert Dich? — Ich will Dir's sagen: Dich hindert, daß Du, wenn es sich darum handelte, durch das Aufheben eines Fingers Dein Leben zu retten, zu indolent, zu verdrossen wärest, ihn aufzuheben. Endlich überwindest Du Dich, wirst wieder einigermaßen, wie ein Wesen mit einem menschlichen Antlitz sein soll, Dein ganzes weh- und wonnetrunkenes Herz zittert in einigen Zeilen zu Deinem Freunde hin. — Und wenn er sich nun zum Kommen eben so Zeit ließe, wie Du zum Rufen? Doch nein! sieh, sieh! da ist er. O stürze ihm nur entgegen, umschlinge ihn mit den beiden bebenden Armen, presse ihm die ganze schwere Vergangenheit in ein einziges Wort zusammen, das der Bannspruch sei, der Deine Seele befreie, erlöse. Und dann umschlinge ihn noch fester, sage ihm, wie Du Dich nach ihm gesehnt, wie Du geschmachtet in dem Kerker Deines eigenen Ichs, wie aber jetzt Alles lichtvoll ausgeglichen sei und Eure Tage vereint hinstreifen sollen in den Strom Gottes. — Man trennt uns nicht mehr, rufst Du, wir bleiben beisammen für immer, nicht wahr? — Da schüttelt Dein Freund leise das Haupt, still blickt er Dir in die hoffnungstrahlenden Augen, dann spricht er:

— Nein, wir bleiben nicht beisammen, denn ich muß morgen reisen. O warum warst Du mir lange so nahe und liebest mich Deine Nähe nicht wissen. Gehe die versunkenen Tage durch und erwäge, was Du uns an Glück geraubt! —

Er scheidet und Du bleibst allein zurück, allein mit dem Bewußtsein Deiner Thorheit, Deiner Unwürdigkeit. Dein armer Trost ist's, auf die Zukunft zu hoffen. Und wer ersetzt Dir die Vergangenheit? Wer belebt und verschönt die Stunden, die Du ungeschmückt versargtest? Du machst tausend Pläne, wie Du, wenn Du dem Freunde wieder begegnest, es anders, besser machen willst. Und wer sagt Dir, daß Du ihn wiedersehen wirst? —

Nun komme ich zu meiner Specialität:

Ich liebe die Kunst als des Lebens Erstes und Höchstes, vielleicht als sein Heiligstes, denn indem sie uns erfreut und entzückt, macht sie uns auch größer und besser. In welcher Form sie sich offenbaren mag, sei's als Gedicht, als Gemälde, als marmornes Götterbild: immer ist sie mir der Engel, vor dem sich meine Kniee

unwillkürlich beugen. Nun höre mich, um meine Blödsinnigkeit zu bestaunen:

Den ganzen Sommer über, den ich fern von der Stadt zuzubringen pflege, sehne ich mich nach Genüssen der Kunst, vor Allem nach Gemälden, vergegenwärtige mir jene, die ich am meisten liebe, verlange nach ihnen, wie man in tiefer Winternacht nach Morgenlicht verlangt, und wenn ich dann im Spätherbst nach der Stadt zurückkehre und nur ein Paar Straßen weit zu gehen brauchte, um meine Sehnsuchtsträume zu verwirklichen — thue ich es dann? Nein. Ehe ich mich dessen versehe, sind alle meine Stunden eingeschachtelt, ich kann keine mehr zum besonderen Gebrauch herauskriegen. Die Galerien sind nur Vormittags geöffnet; da bilde ich mir nur aus alter Gewohnheit ein, ich müsse schreiben. Lächerlich. Wenn ich bedenke, womit ich die Zeit vollgeschrieben habe, möchte ich mit reuigem Bedauern seufzen: Warum bin ich nicht lieber — ich will nicht einmal sagen, in Galerien — nein! nur ganz einfach spazieren gegangen! Was schrieb ich? Lieder, die einen feurigen Kreis um mich zogen, in den Niemand zu treten, den ich nicht zu verlassen vermag; dunkle Sagen von der Liebe Glück und Ende; Märchen, womit ich meine Seele trösten wollte und sie noch trostloser machte; Briefe, in die ich voll heiligen Vertrauens jedes Geheimniß meines Wesens niederlegte und die dann als meuchlerische Waffe gegen mich gebraucht wurden. Ja, bei Gott! es wäre klüger gewesen, spazieren zu gehen.

Ich muß mich aber nun wirklich zusammennehmen, sonst komme ich vom Hundertsten in's Tausendste und spreche am Ende vom Dalai-Lama, statt von dem schönen Bilderschatz, den ich hier in Wien entdeckte.

Ein sehr theurer und sehr edler Freund erwähnte in meinem Beisein der Gemäldesammlung Sr. Excellenz, des Ministers Grafen von Kolowrat. Nun kann ich von Bildern nicht sprechen hören, ohne, wie Friedrich's des Großen Schlachtpferd, wenn es Trompetenschall vernahm, die Ohren zu spizen. Ich fragte weiter nach und mein Interesse für die Sache bemerkend, bot mir mein Freund seine Vermittlung an, um mir die Erlaubniß zur Besichtigung zu verschaffen. Allein bringe ich mich fast nirgends hin und habe immer tausend Vorwände, um mein träges Versäumen vor mir selbst zu ent-

schulbigen, doch wenn man sich meiner so zu sagen bemächtigt und mir Tag und Stunde stirkt, kann man sich darauf verlassen, daß ich zuhalten werde. Als an dem bezeichneten Tage mein freundlicher Beschützer mich abzuholen kam, fand er mich bereit, und wir traten den Weg nach dem Hôtel des Grafen Kolowrat an.

Meine Absicht ist nicht, einen Katalog dieser Gemäldesammlung zu liefern, jedes einzelnen Stückes derselben zu erwähnen; aber nicht versagen kann ich mir's, einzelne Bilder ausführlicher zu besprechen und den Eindruck zu schildern, den sie auf mich machten.

Bei dem Eintritt in den ersten Saal fielen mir vor Allem zwei große wunderbar schöne Landschaften in's Auge. An diesem Meere, dieser Luft, diesem in phantastischen und doch weichen Formen emporstrebenden Strand mußt Du den Sünden erkennen. Das ist keine Veduta, kein abgeklatschtes Porträt einer schönen Gegend: eine heilige Offenbarung der Natur ward hier erfaßt, festgehalten und in ernster Treue vor das Auge des Betrachtenden gebracht. Das eine dieser Bilder stellt die Küste von Amalfi dar in seltsamer, eigenthümlicher Morgenbeleuchtung: glühend flammt es um die Höhen, die Strahlen spiegeln sich in der Meeresfluth, das Wasser zittert, als wandle der Geist Gottes darüber hin. Da ist die Unermesslichkeit des Oceans aufgerollt, nicht weil uns ein großes Stück Meer gezeigt, sondern weil die Seele entfesselt wird, die Unermesslichkeit zu begreifen. Künstlerische Illusion muß immer nur eine höhere Wahrheit sein, sonst ist sie eitles Blendwerk für Kinder und Thoren. — Ueber die ebene Meeresfläche gleitet ein Schiff hin; die Gestalten, die es bevölkern, sind südlich wie die Natur, die sie umgibt. Alles ist hier im Einklang, Alles groß und still. Nicht der Zauber der sichtbaren Erscheinung ist es, was Dich hier beschleicht: dieser Ernst, diese Weihe gehen weit über alles Sinnliche hinaus; was auf andern Gemälden letzter Zweck, das ist hier nur Mittel, und die Schönheit der Darstellung der strahlende Leib des Gedankens. — Auf dem zweiten Bilde erblickst Du gleichfalls eine süditalienische Landschaft, Vico bei Sorrent. Im Hintergrunde ragt der rauchende Vesuv; wieder dehnt sich die unabsehbare Meeresfläche hin, wieder bilden Gestalten aus Neapels Volk die Staffage, und doch wie anders! Dieser

Frieden, selige Klarheit und Ruhe lächeln Dir hier entgegen, während sich Dir dort das geheimnißvolle Reich der Ahnung erschloß. Wie warm, wie heiter ist dieser Himmel; ob den Stürme und Gewitter wohl heimsuchen können? Wie weich, wie kosend spielt das Wasser um die Glieder der Badenden! Wie der kleine Junge, der darin herumplätschert, sich seines, ich möchte sagen heimatlichen Elementes freut! Wie hier Natur und Menschen die Wonne am Dasein zu empfinden scheinen! Ach ja! ich mag's gerne glauben, daß, wer dieses Land gesehen, nie wieder ganz unglücklich werden kann; den Duft solcher Erinnerung kann das Gemüth nie wieder verlieren. Sieh nur, wie sorglos diese Menschen sind, wie kräftig, wie froh! Und warum sollten sie sich auch kümmern? Gott liebt sie gewiß, da er sie hier geboren werden ließ. — Newbell hieß der Meister, der diese beiden Bilder malte. Der Name ist Dir unbekannt? Er ist es wohl Vielen, und doch war der Künstler, der ihn trug, einer von denen, die im flammenreichen Herzen eine Welt von Schönheit hegen. Deutschland! für wie reich mußt Du Dich halten, um solche Begabung unbeachtet zu lassen.

Laß uns nun vor dem Bilde des Mailänders Hayez verweilen. Das Sujet desselben will ich Dir mit wenigen Worten erläutern. Vittore Pisani, bis dahin der lorbeerreiche Führer von Venedigs Schaaren, verlor im Jahre 1379 bei Pola in Istrien eine Seeschlacht gegen die Genueser; sein Unglück wurde ihm als Schuld angerechnet oder vielmehr: die Republik, an Niederlagen nicht gewöhnt, bezargwohnte den Helden eines Einverständnisses mit Genua, berief ihn zurück und ließ ihn in's Gefängniß werfen. Es war dies ein Wüthen gegen sich selbst, denn Pisani war durch keinen Andern zu ersetzen; so geschah es denn, daß der Feind Vortheil über Vortheil errang, in die Lagunen eindrang, Chiezza nahm und Venedig in solcher Nähe bedrohte, daß Rettung unmöglich schien. Die einzige, letzte Hoffnung der Republik war auf das Volk gestützt; die Bürger wurden bewaffnet, Alle, die den Seedienst kannten oder ihn zu erlernen bereit waren, aufgerufen. Als Antwort auf diese Aufforderung tönte es aus allen Reihen des Volkes entgegen: *Se voi volete che andiamo in galera, dateci il nostro capitano, Messer Vittorio Pisani, ch'è in prigione.* Das Volk war seinem alten Helden treu geblieben, und vielleicht um so mehr, je bitterer es ihn von der Signoria gehaßt

sah; Pola war vergessen, man gedachte nur mehr der Siege in Dalmatien und bei Nettum. Pisani war der Einzige, zu dem das Volk Vertrauen hatte.

Wohl war die venetianische Regierung nicht daran gewöhnt, sich von der Menge Gesetze vorschreiben zu lassen; als aber das Volk die öffentlichen Plätze bedeckte, den herzoglichen Palast umstürmte, die Lüfte mit dem Ruf: Es lebe Pisani! erfüllte, da sah sich der Senat zum Nachgeben gezwungen, und Pisani feierte den schönsten Triumph: zurückberufen zu werden als der Einzige, der fähig, das Vaterland zu retten.

Der Maler hat den Augenblick erfaßt, wo das Volk seinen Liebling begeistert die Treppe hinanträgt, an deren oberen Ende ihm der Doge Andrea Contarini, von der Signoria umgeben, entgegentritt. Dem Befreiten nach drängt sich eine dichte Menschenmasse, und ringsherum ist die Volksmenge geschaart, die Pisani's Geschick zu ihrem eigenen gemacht hat. Die Composition ist von bewundernswürdiger Klarheit, was bei so zahlreichen Figuren schon an und für sich als ein großes Verdienst gelten mag. Aber wie herrlich ist zugleich die Individualisirung jeder Gestalt, der Ausdruck jedes Kopfes, wie wahr und warm das Colorit! Sieh den greisen Pisani mit dem edeln, selbstbewußten Antlitz, das doch so ganz ohne Stolz, ohne Ueberhebung ist! Du liest in seinen Zügen die Worte, die er nach Sabellico's Zeugniß damals sprach: Wie kann die Rede von einem Unrecht der Republik gegen einen ihrer Bürger sein. — Ihm gegenüber steht der Doge, ernst und fest wie ein marmornes Standbild, die Hoheit des Hauptes der Republik auch in diesem Augenblicke nicht verläugnend. Er scheint zu sprechen: Du wardst der Freiheit beraubt, weil Du Venedigs Flotte verlorst; wir geben Dir die Freiheit wieder, um daß Du Venedig rettetest. So zeige uns nun, welche von beiden Entscheidungen die gerechte war. — Betrachte nun die Senatoren, besonders den zur Linken des Dogen, die Nobili, das umdrängende Volk — dämmern Dir dabei nicht Gentile Bellini's Bilder auf, Scenen aus des Künstlers Tagen schildernd? Das sind Venetianer, nicht etwa blos in Gewandung und nachgepinselter Neulicherkeit, nein! Venetianer bis in's innerste Herz hinein. Wäre nicht die größere Freiheit der Ausführung und eine gewisse Idealisierung der Frauengestalten, die bei dem alten Meister etwas steif und klö-

sterlich, Du würdest wahrhaftig glauben, vor einem Bellini zu stehen. Im ersten Moment ist man versucht, zu glauben, das Bild müsse große Studien gekostet haben; im zweiten fühlt man: Nein! Ein begnadeter Augenblick brachte es vor den Geist des Künstlers, da war es fertig. Er brauchte sich dann nur noch die Mühe zu nehmen, es zu malen.

Siehst Du dort das märchenhaft schöne Frauenbild mit dem hellen Turban und den lang herabwallenden schwarzen Locken? Es ist Ammerling's Orientalin. Sind diese Züge auch nicht eben orientalisches (dazu fehlt ihnen meines Erachtens das Ernste, Großartige des morgenländischen Typus), so bleibt es doch immer ein entzückendes Antlitz. Das Bild ist im Kupferstich so allgemein verbreitet, daß es überflüssig wäre, eine ausführliche Schilderung desselben zu geben; nur Eins möchte ich bemerken: Hier ist ein Körper nicht bloß auf magische Art beleuchtet, nein! er saugt das Licht ein, er erglüht davon, wie eine Blume. Es ist eine Transfiguration.

Die „zwei Schwestern“ von Schiavone gehen mir nicht so nahe an, obgleich ich ihnen ein gewisses Verdienst durchaus nicht bestreiten will. Mir aber ist Schiavone zu sehr Mann der Convenienz. Er hält Eleganz für Anmuth. Die beiden Frauenköpfe, die da aus ihren Rahmen herauslächeln, sind mir zu kokett. Ich glaube weder an die Unschuld der Einen noch an die Liebesträumerei der Andern. Wir wollen sie verlassen und hintreten zu dem trauernden Sulten, von Ripparini mit unübertroffener Kraft und Herrlichkeit gemalt. Tempelruinen im Hintergrund, gestürzte, zertrümmerte Säulen, sinkender Tag — — ja, es will Abend werden! Und die Trauer um dies Sinken, Scheiden und Vergehen, wie spiegelt es sich in dem ernstesten, gramvollen Antlitz des Sulten. Er steht tief in sich versunken, mit gesenktem Haupt und dunkelglühenden Augen, tragisch ruhig und erhaben. Dies mag der Ausdruck von Sparta's Söhnen gewesen sein, als sie bei Thermopylä dem Tode sich weihten. Das ist kein Theaterheld wie die französischen Parodien der Antike: ein Mann ist's, ein starker, kühner Mann, dem Sklaverei tief in die Seele schneidet, so tief, daß er gewiß nichts Großes zu thun glaubte, wenn er sein Leben hinopferte, um sein Land von den Todten zu erwecken. Während mild, versöhnungsreich und hoffnunggebietend war Ripparini's Idee, die alten Trümmer mit frisch treibenden Ranken zu

überbreiten. Ich gedachte dabei Grün's schöner Worte von der Natur:

„Sie läßt den grünen Teppich niedergleiten  
Auf allen Moder der Vergangenheiten!“

Und dieser ewig regenerirenden Kraft wollen wir unser und der Welt Geschick vertrauen! —

Wir kommen nun zu einem Gemälde Müller's (Feuermüller nennen ihn die Münchner). Es ist eine Scene aus dem Tyroler-Krieg. Von dem Widerscheine des in Flammen auslobernden Dorfes beleuchtet, stehen oder knieen Landleute auf dem Dach ihres Hauses und schießen auf die Blauen, die in einiger Entfernung kämpfend sichtbar sind. Unübertrefflich ist der Ausdruck im Kopf des Alten, der so besonnen, ruhig und sicher zielt und seinen Mann gewiß nicht fehlen wird. Eben so ausgezeichnet ist der kleine Junge, der mit dem ausgestreckten Finger dem älteren, neben ihm knieenden Bruder deutet, wohin er zu zielen habe. Das stehende Mädchen, das an dem Kampfe gleichfalls Theil nimmt, ist eine schöne, jugendkräftige Gestalt, nur vielleicht im Ausdruck nicht so einfach und unbefangen, wie es zu wünschen wäre und wie es die Uebrigen auch wirklich sind. Ungemein gelungen ist die Färbung des Bildes; dieses Gemisch von Rauch, Pulverdampf und Flammenwiderschein kann nicht treuer und wirksamer gegeben werden.

Zwei Bilder von Canella darfst Du ja nicht übergehen; es sind Ansichten von Prag, „der alten, der wunderschönen Stadt“, wie es im Schwerinliede heißt. Die eine derselben ist von der Kleinseite, die andere von der Färberinsel aufgenommen. Der königliche Gradschein schwebt wie eine Krone über der herrlichen Stadt, der ihre vielen, mitunter so seltsam geformten Thürme und Kuppeln ein nicht-europäisches, phantastisch schönes Gepräge geben. Stark, fest und kühn wie die Zeit, die sie erbaute, schwingt sich die Moldaubrücke von einem Ufer zum andern. Welche Erinnerungen drängen sich hier auf, welche Schicksale und Kämpfe wurden hier ausgefochten! Mir ist die alte Brücke in Prag das, was mir in Venedig der Marcusplatz ist. Canella hat die eigenthümliche Physiognomie Prags aufgefaßt, wie dies von einem Maler seines Ranges zu erwarten stand. Das Einzige, was mir nicht ganz richtig scheint, ist die Farbe des Wassers, das ich zu blau, zu durchsichtig finde. So ist weder

die Moldau, noch ein anderes nordisches Gewässer überhaupt. Wahrscheinlich wurden beide Bilder in Prag entworfen und erst später in Italien ausgeführt. So läßt sich's leicht erklären, daß der Maler die Farbe seiner heimathlichen Ströme auf den Strom einer nördlicheren Gegend übertrug.

Nun kommen wir zu einem hübschen Gemälde Eberle's: eine Schafheerde, in die ein Paar gar grimmige Wölfe hereinbrechen. Das arme geängstigte Schafvolk hat sich zu einem wirren Knäuel geballt und stürzt in Hast einem Abhänge zu, von dem der Vordermann oder eigentlich das Vordereschaf, vulgo Leithammel, auch schon hinabkollert. Die Verfolger sind dicht hinterdrein, sie sehen so verzweifelt ausgehungert aus, daß auf keinen Pardon zu hoffen ist, ja der Eine ist schon im Begriffe, ein Lamm zu erfassen. Diese bedrängten Schafe, was für Angst mögen die ausstehen, wie mögen die armen Thierherzen fliegen und hämmern! Aber gottlob! dort kommt der Hirt herbeigeilt, er trägt einen derben Knüttel — wenn er nur noch zur rechten Zeit kommt, wenn der Knüttel nur ausreicht! Eins von den Thieren wird gewiß geopfert werden müssen, und ich wüßte nicht, welches ich dem blutigen Verhängniß weihen möchte, so unschuldig dumm und unglücklich sehen alle aus. Ich habe von jeher ein großes, mit Nührung vermischtes Faible für alle Dummheit gehabt, notabene für solche, die nicht sprechen und mich folglich nicht langweilen kann. Nur sprechende und schreibende Dummheit habe ich en horreur.

Sieh diesen Pferdestall von dem Münchner Adam; sieh Dir vor Allem die Pferde recht genau an, denn die werde ich Dir nicht beschreiben. Ich bin eine gar zu schlechte Hippologin; ich habe Pferde zwar ganz lieb, wenn sie meine Trägheit im Wagen weiterziehen, aber sonst befaße ich mich nicht mit ihnen. Dagegen habe ich eine um so größere Passion für Hunde; nicht für die kleinen Kläffer, die den Eintritt in manches Zimmer unleidlich machen, sondern für schnellkräftige, kampffreudige Jagdhunde und dann für die armen, verachteten, nur selten durch einen fetten Bissen getrösteten Stallhunde. Sene liebe ich, weil sie die Helden, die Anderen, weil sie die Proletarier ihres Geschlechtes sind; nur der tiers état ist mir zuwider. Die Familie, die ich Dir hier vorstellen will, besteht aus einer Mama und vier oder fünf Kindern, „aus dem Volke.“ Die Pferde spehta-

kuliren im Stall, darüber ist die Alte, die als gute Mutter Alles auf die Ihrigen bezieht, aus dem Korbe, worin sie ihr Wochenbett hielt, muthig herausgesprungen, um die kleine Schaar nöthigenfalls zu vertheidigen. Von ihrer heftigen Bewegung ist der Korb umgeschnappt und die Jungen, die sie beschützen will, rollen auf den Boden. Sie sind noch ganz klein, täppisch, unbeholfen und drollig über alle Maßen; besonders der Eine, der auf den Rücken fiel, und nun seine vier Füßchen kläglich in die Luft streckt, ist adorable ungeschickt. Und die Mutter in ihrer Wuth gegen die Störer! Man glaubt ihr zorniges Bellen zu hören, zu dem das Winseln der Jungen die Begleitung abgibt. — Adam ist wirklich der Lafontaine unter den Malern; beobachtend, errathend, naïv, humoristisch, das Schicksal der Thierwelt sich zu Herzen nehmend, wie der große französische Fabeldichter.

Eine Gegend aus dem bairischen Oberlande von Bürkel. Wie schön, wie schön! Der erste Frost ist hereingebrochen, der Winter kommt herangezogen, wie ein finsterner Eroberer in ein verwüstetes Land. Noch ist er nicht mit dem Gros seiner Armee angekommen, aber der Reif, der sich an die Gegenstände hängt, der leichte Schneeanflug sind seine Plänkler, und die betrübte Erde weiß aus alter Erfahrung, daß sie in dem Kampfe unterliegen wird. Die Bäume wissen es auch, darum strecken sie ihre entlaubten Aeste so jammernnd empor, und den Vögeln kann es kein Geheimniß sein, warum durchschweiften sie sonst so trostlos die Luft. Wie grau der Himmel ist! da hängt Schnee in Massen. Und diese schneidend scharfe Luft! ehe Du Dich dessen verstehst, wird es grimmig kalt sein. Mit unendlicher Treue und Wahrheit hat Bürkel diesen Augenblick des Uebergangs ergriffen; es ist nicht mehr Herbst, es ist noch nicht Winter. Meisterwerk im Meisterwerk ist auf dem Bilde ein abgedorrter Baum, der den anderen zuzurufen scheint: Memento mori! — Wenn es mir vergönnt wäre, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es, daß es dem Künstler gefallen möge, einen Theil der Staffage zu verändern. So wie sie jetzt ist, beleidigt sie in Etwas den Geschmack, ohne durch besondere Naturwahrheit und Localfarbe dafür zu entschädigen. Laß uns diese zwei allerliebsten venetianischen Genrebilder betrachten. Es ist zwar bedenklich, mich auf dieses Sujet zu bringen, denn von Benedig sprechend, fange ich leicht zu divagiren an, ja ich

habe mir oft gesagt: wenn ich an Seelenwanderung glaube, müßte ich mich für überzeugt halten, Jakob Foscaris Geist sei in mich gefahren. Ich will mich indessen anstrengen und von Venedig zu sprechen suchen, wie andere vernünftige Leute.

Das eine Bild ist von Bosa und stellt die Pescaria vor. Unter dem improvisirten Zelte von Segeln, ist das ein Getreibe! Hier feilscht eine hübsche Magd um einen Fisch; sie ist schon halb zum Gehen gewendet, ihr letztes Anbot scheint gethan, und unschlüssig sieht der Verkäufer drein, zweifelhaft, ob er die Prachtwaare für den Spottpreis lassen solle oder nicht. Ganz venetianisch, südlich reizend und indolent ist das Mädchen, das sich an die Schulter der Feilschenden lehnt und dem Handel zusieht. Rechts stürzen zwei Fischerjungen einer Matrone zu, die mit prüfendem Kennerblick ihre Waare mustert; im Hintergrunde gewahrst Du die gravitatische Gestalt eines Abbate, mit gleicher Mustering beschäftigt. Andere haben das schwierige Geschäft des Einkaufs schon beendet und braten, schmoren, kochen ihre Acquisition an einem lustigen Feuer sur les lieux mêmes. Vater Neptun muß seine Kinder ernähren.

Das zweite Bildchen (ein Albumblatt) schildert eine neu eröffnete Schenke. Es besteht nämlich in Venedig der Gebrauch, daß, wer ein Wirthshaus eröffnet, drei Tage hindurch seinen Wein unentgeltlich ausschenken muß; daß es dabei an Zuspruch nicht fehlt, kannst Du Dir denken. Nun steh Dir diese exasperirte Wirthsfigur an! Man setzt dem armen Manne dergestalt zu, daß er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Im Begriffe, dem Einen einzuschchenken, wird er auf der anderen Seite von einem ungestümen Förderer angefallen, und während er diesen zur Vernunft, d. h. zum Warten bringen will, gießt er das rothe Naß daneben, was denn wieder einen verzweiflungsvollen Angriff von Seiten des dadurch Beeinträchtigten zur Folge hat. Nebenan sitzen Glücklichere, die sich mit ihrer werthen Beute aus dem Getümmel gerettet haben und nun, mit behaglicher Ruhe auf die noch Kämpfenden blickend, sich der edeln Gottesgabe freuen.

Weißt Du, was mir beim Anblick dieser beiden Bilder einfiel? Ich sagte mir: Was für glückliche Leute sind doch diese Italiener, und vor Allem ihre Maler, die gerade nur wiedergeben brauchen, was sie täglich mit gebenedeiten Augen sehen. Denke Dir, wenn ein

deutscher Maler ähnliche Scenen aus seiner Heimath darstellen sollte; was würde daraus? Nun ja, er könnte, wie wir's an den Niederländern sehen, große Virtuosität im Technischen und getreue Auffassung zeigen, aber könnte der Eindruck des Bildes ein poetischer sein, wie hier? Nein und tausendmal nein! Das machten die platten, ausdruckslosen Gesichter, die unkleidsame Tracht, die er darzustellen hätte, unmöglich. In welchem Vortheil steht hier der Italiener! Er braucht sich nicht auf's hohe Pferd zu setzen, um poetisch zu sein: er braucht nur wiederzugeben, was ihm in jedem Augenblick entgegentritt. Sieh diese scharfgezeichneten kühnen Gesichter mit der dunkeln warmen Färbung; diese Gestalten, so edel, so stolz unter ihren Lumpen; dies Volk, so geistreich in seiner Unwissenheit, so geschliffen in seiner Hefigkeit! — Bei uns fallen die Genremaler gewöhnlich entweder in's Triviale oder in's Affectirte, je nachdem sie die Natur treu wiedergeben oder idealisiren wollen. Der Italiener entgeht dieser Klippe dadurch, daß er nichts Schöneres ersinnen könnte, als was ihm täglich leib- und wesenhaft vor Augen steht.

In einem Cabinet finden wir das Porträt des Grafen Kolowrat. Es ist von dem Mainzer Heuß gut gemalt und von unbestreitbarer Aehnlichkeit. Dennoch stellt es mich nicht zufrieden; erstens scheint mir die Stellung unglücklich gewählt und zweitens vermissen ich hier das *air parlement grand seigneur*, das den Grafen charakterisirt. Die geistige Bornehmheit seiner Züge ist hier nicht hinreichend ausgedrückt.

Im Nebenzimmer sehen wir ein Gemälde des Mailänders Molteni. Ein kleiner Schornsteinfeger, wahrscheinlich ein Savoyarde, steht auf der winterlichen Straße und drückt sich an ein Haus, als wolle er sich daran wärmen. Die Luft ist bitter kalt, das Kind zieht den einen Fuß von dem hartgefrorenen Boden hinauf und schmiegt sich in sich zusammen. So kläglich sieht der arme Junge drein! er hat vielleicht auch Hunger — ach, man möchte ihn gleich bei beiden Händen ergreifen und in eine warme Stube hereinziehen, wo er sich beim Feuer und mit einem Bißchen Essen wieder restauriren könnte. Ich meine ordentlich, ich seh ihn aufbauen, lustig und guter Dinge werden und tausend Possen treiben, denn trotz seiner momentanen Betrübttheit blizt ihm der Schalk aus den Augen. — An der entgegengesetzten Wand hängt ein Bild Ditterberger's: ein indianischer

Held. Ein sehr schön gedachtes Bild von ungemeiner Energie und tiefem Ernst. Der Kopf ist scharf charakterisirt, das Colorit vortreflich. Das ist nicht kaffee-, nicht rufsfarb, welche zwei Nuancen ohne weiteres Gramen für orientalische Köpfe so oft herhalten müssen. Die Färbung dieses Bildes wüßte ich nur mit Victor Hugo's Worten zu schildern, wenn er von einer schönen Orientalin sagt:

Tu n'es ni blanche ni cuivrée,  
Mais il semble qu'on t'a dorée  
Avec un rayon du soleil.

Warm, durchsichtig, tropisch ist die Luft; das Nebenwerk, die Haltung des Ganzen von den größten Effecten, eben darum, weil keine Effecthascherei sichtbar.

Noch befindet sich in diesem Zimmer eine Skizze Ripparini's: Der Tod des Marco Bozzaris. Die Gruppe ist vortreflich componirt. Ohne Verzerrung, ohne theatralische Verrenkung liegt der an seinen Todeswunden verblutende Held in den Armen seiner Getreuen. Eine schöne, schreck- und schmerzverstörte Gestalt beugt sich über ihn und scheint dies fliehende Leben zurückhalten zu wollen. Ein Grieche, Bozzaris' sinkendes Haupt unterstützend, wendet sich seitwärts; sein Blick späht in die Ferne, als fürchte er, die nahenden Verfolger könnten die letzten Augenblicke des theueren Führers und Freundes stören und sich der edlen Leiche bemächtigen. Ein Jüngling, Bozzaris' Sohn, kniet zu den Füßen des Sterbenden, der ihm den Schwur abnimmt, den Tod seines Vaters zu rächen. Tragisch erschütternd und wahr ist die Gruppe. Das sind Griechen, nicht Griechen aus dem hübschen Ballet la fidanzata di Missolonghi, das ich in Triest sah, sondern wahrhaft Söhne von Hellas, Kephthen, die hinziehen auf den freien Bergen, den blauen Himmel zum Dach, die treue Flinte zur Geliebten. Man fühlt die Wahrheit dieser Localfarbe. Kein Wunder! Ripparini lebt in Venedig, und Venedig ist eine halb orientalische Stadt. Was die Ausführung bis in's kleinste Detail hinein betrifft, so möchte ich gar sehr wünschen, daß sie auf jedem präventiosen Bilde unserer Maler nur halb so vollendet wäre, wie auf diesem, das Ripparini selbst nur eine Skizze nennt. Da ist eine Freiheit, eine Großheit, eine Farbenpracht, die man nicht genug bewundern kann.

Wir treten nun in einen andern Saal. Worauf soll ich Dich

hier aufmerksam machen? Die Wahl ist so schwer! Bedenklich ist sie indessen nicht, denn worauf wir auch aufmerksam machen mögen, wir dürfen gewiß sein, nur auf Treffliches zu stoßen.

Zwei Bilder des herrlichen Canella: Honfleurs in der Normandie und Palestrina im Venetianischen. Wie scharf hat der Künstler hier Nord und Süd, die grüne, tiefernste Nordsee, die blaue lachende Adria zu charakterisiren gewußt: Wasser, Land und Luft, die Menschen, ja ich möchte sagen die Thiere selbst haben auf den zwei Bildern ein durchaus verschiedenes Gepräge. Diese bepacten, feilschenden, schwerfälligen Normands, und dagegen diese heiteren, sorglosen, mit dem Leben spielenden Kinder des Südens! Ueber Honfleurs liegt eine schwere, dicke Atmosphäre ausgebreitet, ein Paar befrachtete Lastträger klimmen einsam den Quai hinan, die Leute sehen alle aus, als seien sie nur, um zu arbeiten, auf die Welt gekommen; dort bei Palestrina wölbt sich der blaue Himmel entzückt über die lachende See, den lieblichen Strand; der Schiffer, der mit seiner Barke über das Wasser hingleitet, scheint es zu seinem Vergnügen zu thun; die Leute am Ufer kümmern sich nicht viel um Arbeit, sie stehen lieber beisammen und führen ein vergnügliches Gespräch. Rankengewinde um alle Häuser, Blumen an allen Fenstern (daneben auch Wäsche, zum Trocknen aufgehängt; das thut aber Nichts), unten auf dem Boden der Segen Gottes, in Gestalt von prachtvollem Obst und Gemüse reichlich aufgeschüttet. Ein Paar Kinder spielen ganz dicht am Meere; es fällt keinem Menschen ein, zu denken, daß sie hineinfallen könnten, so freudig ist der Südländer, so ferne liegt seiner Natur unser Sorgen, Grübeln, nach Apprehensionen Jagen. Alle diese schönen Dinge sind unser Erbtheil. Im Süden ist Leben des Lebens Zweck, bei uns muß man sich umbringen, um leben zu können. Dort gibt es wildes, heißes Weh, Verzweiflung, in der das Herz verzehrt emporlodert wie auf einem Holzstoß. Sei's darum! wer wird denn ewig leben wollen? Nur mit der langsam unterwühlenden, lähmenden, zersetzenden misère, die in geographischen Lehrbüchern den nordischen Producten beigezählt werden sollte, kann ich mich nicht vertragen.

Und doch (bei all meiner Abneigung gegen den Norden muß ich's bekennen): welch schönen, tiefeinsamen Wald hat der Holländer van Haanen hier gemalt! Der Winter naht seinem Ende; zwar

deckt noch Schnee den Boden, allein das Thauwetter ist nahe, schwer hängen die feuchten Wolken nieder und die bläuliche Farbe, die der Schnee hie und da hat, verheißt sein baldiges Schmelzen. Jäger haben sich in dem Wald gelagert und bereiten an einem lodernden Feuer ihr frugales Mahl. Einer ihrer Hunde, wahrlich der Cato der Schaar, nimmt von dem zu erwartenden Gemusse keine Notiz, sondern schnuppert eifrig im Schnee, der Spur eines Wildes nachspürend. Wenn Du ein Paar Schritte zurücktrittst, wie wird Dir? Meinst Du nicht in's Unabsehbare hineinzuspähen? Glaubst Du nicht um jeden dieser Bäume herumgehen zu können? Fühlst Du nicht die Sammtweichheit des Mooses an den Stämmen? Betrachte einmal diesen Baumstrunk, der querüber liegt, diese Fußstapfen im bald zerschmelzenden Schnee, die grauschwarzen, regenschwangeren Wolken, die Jäger mit den verbkräftigen Gestalten und den Gesichtern, deren Nuance nur mit dem englischen: weather-beaten zu bezeichnen ist! Dieser van Haanen ist ein großer Maler.

Nun folge mir zu Gauermann's: der verendende Hirsch. Ich weiß dies Bild nur eine Thiertragödie zu nennen. Dicht an einem grünen, von Felsen umschlossenen Alpensee, den es wahrscheinlich so eben durchschwamm, liegt das sterbende Thier. Der rothe Schweiß quillt aus den klaffenden Wunden, der letzte Kampf wird bald vorüber sein. Auf einem nahen Felsenvorsprung sitzen Alpengeier, die sich lüstern zum bevorstehenden Mahle anschicken. Wie sie die Schnäbel wehen, wie sie mit den breiten, dunkeln Flügeln schlagen, wie schon ein vierter Geier aus der Ferne herbeieilt — o die gräßlichen, unheimlichen Thiere! Und der königliche Hirsch liegt tragisch ruhig; sein halbgebrochenes Auge hat etwas Menschliches, so still, so ernst blickt es. Doch nein! ein Mensch würde hier viel Wesens machen, während das Thier, näher, unmittelbarer mit der Natur verbunden, sich von der großen Strömung fortreißen läßt, ohne an Widerstand zu denken. Und ich? O ja, gerne wollt' ich am grünen Alpensee verbluten! Aber dann von Geiern zerfleischt werden, das würde mich schrecken. Thörin! Thörin! Du würdest es ja nicht fühlen. — Die Geier, die, weil Du noch lebst, Tag für Tag ein Stück von Deinem Herzen reißen, die Geier: Haß, Verleumdung, Undank, die fühlst Du Dich zerfleischen und magst noch andere fürchten? —

Weg von Gauermann's düsterem, herzerstickendem Werke und um wieder froh zu werden, laß uns den Blick auf recht Heiteres richten. Wir können dazu nichts Besseres wählen, als des in Rom lebenden Pollak: Mädchen mit dem Lamme. Ist das ein frohes, sonniges, lieblich leichtsinniges Bild! Gott weiß, wie sich die allerliebste Kleine mit ihrem Lamme herumgetummelt und abgetollt haben muß, denn jetzt liegt sie ganz athemlos, vor Lust und Uebermuth glühend, hingestreckt. Wie die kleine Brust fliegt, wie warm der Hauch des halbgeöffneten Mundes ist! Du liebes, wundes, weiches Kind mit den großen schwarzen Augen, den Pfirsichwangen, den brennenden Lippen, wie möchte man Dich herzen und küssen! Indem ich Dich betrachte, gedenke ich der kleinen Milanollo, nicht des schaurig süßen Seraphs Teresa, sondern des frohen Erdenkindes Maria. Wenn ich sie hörte, überkam mich dieselbe Stimmung von unendlicher Lust und Freudigkeit wie jetzt, dieses aus innerlichst durchsonnter Seele hervorgehende Lächeln, dieses Wiederaufleben der eigenen Jugend im Jubel und Jauchzen des Kindes. — Das Lamm hat sich über seine kleine Spielgefährtin gelagert; es ist noch nicht müde, es möchte noch fortspielen und sich gern wegstoßen lassen, um die tolle Jagd auf's Neue zu beginnen. Die Scene ist ein frischer grüner Wald; wie wohl muß der Kleinen werden unter dem dichten Schattendach, wie muß die Säufellust das glühende Köpfehen kühlen! Du liebe Blume Gottes!

Da ist auch noch ein anderes Bild von Pollak: zwei römische Mädchen, die sich mit Blumen bekränzen. O sieh die Eine mit den schwarzen Haaren und den dunkeln Sonnenaugen, die fremd und unirdisch blicken aus dem zaubervollen Gesicht, dessen Ausdruck unsäglicher, mit Wehmuth oder Sentimentalität durchaus nicht verwandter Ernst ist. Nicht eigene bittere Erlebnisse haben das noch im Kindesalter stehende Mädchen so ernst gemacht; dazu ist es viel zu jung und die Frische ihres Reizes zu unverfehrt. Ich möchte eher sagen, der Genius Rom's sei vorübergeschwebt und habe seinen Schatten auf dieses Antlitz geworfen. Ich möchte diese Züge nie lächeln sehen, so feierlich ist ihre Schönheit. Ihre Stellung athmet die tiefste Ruhe, das Auge blickt träumerisch, die Arme hängen lässig nieder; sie sitzt tief in sich versunken, als gäbe es keine Welt um sie herum. Ihre Gefährtin ist heiterer, vielleicht reizender, aber gewiß nicht so schön; der Schnitt des Gesichtes minder streng und antik, das Haar

von jenem lichten Braun, das, wenn ein Sonnenstrahl darauf fällt, wie gebräuntes Gold erglänzt. Wirklich ergießt sich das Licht auf die reichen Flechten und Locken, daß sie wie eine Glorie schimmern.

Weniger angesprochen fühle ich mich von der Landschaft; ich finde sie handsomer than handsome, mit einem Wort etwas überladen.

Laß uns an dem einzigen Aquarellbild der Sammlung nicht vorübergehen. Es ist das Innere der von Graf Kolowrat neu erbauten Kirche zu Reichenau in Böhmen. Ein hoher gothischer Bau, dessen Ausschmückung mit wahrhaft großartiger Munificenz bedacht ward. Das Altarblatt, die Dreieinigkeit vorstellend, ist von Lipparrini mit der größten Vollendung gemalt; da ich das Bild in dem Atelier des Künstlers sah, kann ich Dir diese Versicherung geben, während ich mich über die zwei Seitengemälde von Ditterberger (der heilige Franziskus und die heilige Rosa), die ich nicht sah, des Urtheils enthalten muß. Oberhalb des Hauptaltars befinden sich die Landespatrone von Böhmen, um die Kanzel herum laufen die Bildnisse der Apostel, nach Raphael gemalt. Auffallend schön, im reinsten gothischen Geschmack ist das Schnitzwerk an den Bet- und namentlich an den Beichtstühlen; ich konnte mich des Staunens nicht erwehren, als man mir versicherte, es sei auf dem Lande, in Reichenau selbst gearbeitet worden. — Immer hört man wiederholen, man wisse dergleichen nicht mehr anzufertigen, die Zeiten seien vorbei, wo sich das Handwerk bis zur Kunst erhob u. s. w. Ich aber sage: Nein! das Geschick ist nicht ausgestorben, sondern nur die Lust, es zum rechten Zwecke zu verwenden. Wenn Ihr, die Reichen und Vielvermögenden, dem edeln Beispiel, das hier gegeben ward, folgend, Kunstzwecke im Auge hättet, statt Euerer läppischen Eleganz; wenn Euch der leidigen Mode wegen das absurde Rococogenre nicht lieber wäre, als die Harmonie einer wahrhaft schönen Form; wenn Ihr für etwas Besseres als ephemeren Reiz Sinn hättet, so würde mancher Zweig der Kunst, den Ihr schon abgestorben wähnt, wieder frisch aufblühen. Aber ein kopfwackelnder Mandarin von biscuit de Sevres ist Euch lieber als der Apoll von Belvedere.

Um wieder auf das Bild zurückzukommen, so ist es mit großem Fleiß und vieler Treue gemalt; nur die Anforderungen der Perspective scheinen mir nicht vollkommen berücksichtigt. Immerhin bleibt es

ein höchst ansprechendes Gemälde, das den großen Vorzug hat, in dem Beschauer eine Stimmung zu erwecken. Ich kann mir den schönen ernstern Tempel vollkommen vergegenwärtigen und meine, es muß sich gar innig und trostvoll darin beten lassen.

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne noch eines Porträts der verstorbenen Gräfin Kolowrat zu gedenken. Es ist von Frauenhand, und der Name der Malerin ist Gözel-Serpolina. Da ich nicht so glücklich war, die Gräfin zu kennen, kann ich über die Ähnlichkeit nicht entscheiden, doch bin ich von ihr überzeugt. Wenn Du mich um meine Gründe fragtest, so würde ich Dir antworten: weil der Porträtmaler diesen Ausdruck von Geist, Güte und adelig feinem Wesen nicht erfinden kann. Die Gräfin sitzt à demi affaissée in einem Armstuhl, das Gesicht ist dem Beschauer zugewendet; zwischen Auge und Mund die wohlthuendste Uebereinstimmung: der Blick lächelt eben so sanft und wehmüthig mild wie die Lippen, während auf so vielen Porträts Auge und Mund gar Nichts von einander wissen. Das Colorit ist gut, die Behandlung des Haares ganz vorzüglich; man glaubt seine weiche Schmiegsamkeit zu fühlen. Der Blondentopfspuz, der Seidenstoff am Kleide, die Sammtmantille sind mit großer Sorgsamkeit und Geschick ausgeführt, wie denn überhaupt die Zusammenstellung des Ganzen von Geschmack und einem gebildeten Auge zeigt.

Einer Bemerkung kann ich mich bei diesem sonst gelungenen Bilde nicht entschlagen; Du wirst sie wahrscheinlich ganz weibhaft finden, aber da ich gar nicht die Prätension habe, mehr zu sein als ein Weib, so mag ich demungeachtet damit herausrücken. Ich finde, man sollte sich nicht mit Handschuhen malen lassen. Es liegt in der Hand so unendlich viel Charakteristisches, daß sie recht eigentlich zum Porträt mitgehört. Ist Dir's nie aufgefallen, wie Großmuth, Niedrigkeit, Geist, Dummheit, innere Bildung und Nothheit in diesem Gliede ihren Ausdruck finden? Mich hat es oft beschäftigt, und über diesen Zweig des Wissens könnte ich Vorlesungen à la Lavater halten. Ich spreche nicht von den sogenannten schönen Händen; bei sorglicher Pflege kann sich diese so ziemlich Jeder verschaffen. Nicht ihre Glätte, Weichheit, Farbe haben für mich Bedeutung, sondern ihre Physiognomie, der ich, zugleich mit dem Wesen eines Menschen, auch seine Vergangenheit ansehe. So gibt es schmale, durch-

sichtige Hände, die mich eben so tief rühren, wie ein blaßes, verweintes Antlitz; dann wieder andere, die mir mit ihren schlanken, energischen, vornehmen Fingern eben so imponiren, wie das Auge eines geistigen Herrschers. Es ist hier nicht der Ort, dies genauer zu erörtern, sondern zu meinem Ausgangspunkt zurückkehrend, will ich nur noch bemerken: Durch das beständige Handschuhmalen verlernen unsere Künstler Hände zu malen. Vergleiche die, welche man auf den Bildern der alten, einer vorjacquemarschen Periode angehörnden Künstler sieht, mit denen, die jetzt gemalt werden, und diese letzteren werden Dir kalte, abgestorbene Todtenhände scheinen. Uebrigens sind auch die Handschuhe auf dem in Rede stehenden Porträt nicht so gut gemalt wie der Rest.

Wir verlassen den Saal und kehren in ein Kabinet, das wir vorher nur flüchtig durchschritten, zurück. Mir pocht das Herz, wie wenn ich am Christabend die Thüre des Zimmers aufschliesse, in dem Kinder ihre Weihnachtsfreude finden sollen. So freue ich mich des Entzückens, das Deiner hier wartet. Das Kabinet ist geheimnißvoll verdunkelt, nur durch eine schmale Oeffnung bricht ein Lichtstrahl herein und zeigt Dir, auf einer Staffelei ruhend, die wunderbarsten Glasmalereien. Das brennt, glüht, flammt und leuchtet, das übermeistert Dir alle Sinne, das umfluthet Dich wie Duft und Klang, durchströmt Dein Innerstes wie ein phantastisches Gedicht und was diese Wunder in Dir bewirkt, ist das Lichtkind Farbe. Und wenn Du Dich dann bestimmst, wenn Du Deiner selbst wieder Herr werden willst und Dir sagst: „Du trunknes, gluthberauschtes Körperauge, nicht Dir allein will ich trauen: mit dem Auge des Geistes will ich des Geistes Werk betrachten, ob es solcher Bewunderung würdig!“ — wenn Du dies sagst und Dich versenkst in der Bilder Gedanken, Sinn, Bedeutung, da wird innere Wonne durch Dein Herz gehen; immer heller wird Dir's tagen, immer herrlicher wird sich der Erdenstoff verklären, und endlich wird Dein Gefühl nicht mehr Staunen, Bewunderung, es wird entzückte, unaussprechliche Andacht sein. Du wirst fühlen: diese Bilder wurden nicht bloß gemalt, um durch Reiz und Pracht der Farbe das Auge zu ergöhen, der Künstler schuf sie, um einen heiligen Gedanken dem Menschen-sinn zu offenbaren.

St. Christoph, das Gotteskind durch die Fluth tragend. Hoch-

geschürzt und rüstig schreitet der fromme Riese dahin, mit den kräftigen Gliedern das smaragdgrüne Wasser theilend, das sich hinter ihm wieder schließt. Der Ausdruck seiner Züge ist Stauen, aber Stauen ohne Bestürzung, denn Göttliches erschreckt nicht. Es scheint seinem Geiste aufzudämmern: die ganze Fülle der Herrlichkeit Gottes können nur Jene ertragen, die Eins werden mit ihm. Still, groß, lächelnd, ein junger Held und Sieger, blickt das göttliche Kind; Du wirst es keinen Moment für ein erdgebornes halten, die Höheit des Ueberirdischen durchschauert Dich bei seinem Anblick. Und doch ist es ein Kind mit weichen, zarten, lieblichen Formen, ja! aber eben ein Kind, das da weiß, es sei bestimmt, für das Heil der Welt in den Tod zu gehen, und in diese Bestimmung willigt. Von der Gewalt und Herrlichkeit dieser beiden Gestalten übermeißert, vermag ich kaum noch andere Dinge an diesem Bilde zu erwähnen. Nur flüchtig will ich Dich noch aufmerksam machen auf dies durchsichtig klare Wasser, diesen kühn emporstrebenden Strand, an dem sich die Wellen perlend brechen, dies magische Mondlicht, diese, wie ich fest behaupte, von keinem Maler überbotene Perspective. Dann sieh Dir den bemoosten Felsen an, der rechts emporsteigt mit der Einstedelei oben und dem Klausner, der, sein Licht in der Hand, in die Nacht hinausspäht. Nicht wahr, das ist schön, wahr und lieblich über allen Ausdruck? Aber Deine Blicke kehren doch immer wieder zu dem Heiligen und dem Kinde zurück. Und wenn Du dann später dieses Bildes gedenkst, wird die Gläubigkeit und Herzensfrömmigkeit, die darin athmet, erquickend und beseligend, Dein Innerstes auf's Neue durchströmen.

Ich scheidet von diesem Gemälde, wie von einem hohen Menschen, einem Freunde, der mir wohlgethan. Ein Schmerz, eine bittere Losreißung wär mir's, wenn ich denken müßte, ich trennte mich davon für immer. Doch hierin auf die Gunst des Schicksals hoffend, winke ich dem edlen Kunstwerk ein inniges: Auf Wiedersehen! zu und wende mich zu dem zweiten Glasgemälde, das, wie der Morgenstern, sein Licht durch das verdunkelte Gemach ergießt. — Sanct Lucas, die Madonna mit dem Kinde malend. Unter einem Baldachin von golddurchwirtem Purpur sitzt die Jungfrau, diese menschgewordene Lillie. Kannst Du sie schauen und noch an Böses glauben? Eine Unschuld, eine Heiligkeit, die mit unserer armseligen Tugend

Nichts gemein hat, thront auf dem klaren Gesichte. Es ist nicht die ideale, triumphirende Schönheit von Raphael's Madonnen, noch ist es die energische Hoheit und Majestät von Murillo's Himmelsköniginnen: die reinste Jungfräulichkeit, die tiefste Liebesdemuth ist es, vor der Du hier das Knie beugst. — Unschuldig ist sie, nicht weil sie sich von den Makeln des Irdischen rein zu erhalten gewußt, sondern weil ihr innerstes Wesen der Sünde so fremd, daß diese gewiß nie auch nur in ihren Traum einen trübenden Schatten warf. Wie ein Schimmer von Jenseits fließt das blonde Haar um das Antlitz; Goldstoff schmiegt sich um die Gestalt, ein Mantel von tiefem, leuchtendem Blau wallt darüber hin. Vergeblich wäre es, die Pracht dieser Farbentöne beschreiben zu wollen; jeder von den Edelsteinen, die den Saum des Kleides besetzen, erglüht wie von Licht getränkt. Auf dem Schooße der Jungfrau ruht das göttliche Kind, den Blick zu ihm emporgehoben, das eine Armchen nach ihr ausgestreckt. Gegenüber der Heilige, halb knieend, den Stif in der Hand, bemüht, die himmlische Erscheinung festzuhalten. Welche Inbrunst, welche Weihe, welche Andacht in seinen Zügen! Ich denke, dies muß van Eyck's selbsteigenster Ausdruck gewesen sein, als er dies Bild malte. Ja, so mögen diese alten Meister ausgesehen haben, die sich durch Gebet und mystische Versenkung auf die Arbeit vorbereiteten. — Dieser heilige Lucas scheint nur durch's Auge zu leben; auf der weiten Welt kümmern ihn nur diese zwei Gestalten, die nicht von dieser Welt sind. Und wie schön ist die Ausführung! Dieser kraft- und ausdrucksvolle Kopf mit den tiefgegrabenen Zügen, dieser nervige, durchfurchte Hals, dieses violette Gewand mit seinem reichen, freien Wurf. Und nun blicke durch das Fenster hinaus in das offene Land, durch das sich ein Gewässer in reizenden Krümmungen schlängelt, über dem ein von leichten Silberwolken überflorter Himmel lächelt, wie ein sanftes Auge; durchbringe Dich mit diesem Bilde, drücke das Gedächtniß daran tief in Dein Herz, und Dein ward ein Gewinn für's ganze Leben. —

Nun laß uns scheiden; es gibt Eindrücke, die selbst durch Verwandtes nicht gestört werden sollen. Mit erfrischter, erfreudigter Seele gehen wir von himmen, froh, im wirren, trug- und bedrängnißvollen Leben die ewige Wahrheit und heitere Göttlichkeit der Kunst erfaßt zu haben, der herrlichen Beglückerin Aller, die an sie glauben. Wirf

